

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 36 (1946)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. E. Laur  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-638029>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Um so eher ein Grund, Stämpfli, dass Ihre Frau keine weiteren Kinder mehr bekommt. Meinen Sie nicht auch?“

Balthasar lachte noch vergnüglicher. Seine Äuglein waren jetzt kaum mehr zu sehen. „Das goht ned guet, Herr, ned guet, – mer händ enand gar gärn!“

Das Lachen pflanzte sich fort und rüttete an dem gedrungenen Leib, brachte die kurzen, krummen Beine zum Wackeln, so dass das ganze Männlein anzusehen war wie eine unheimliche Gnomenscheinung aus der Walpurgisnacht.

„Wie heisst das Kind?“ fragte Keller betroffen und angewidert und zückte den Federhalter, um die Eintragung vorzunehmen.

Stämpfli brachte einen zerknitterten Zettel aus dem Hosensack, wahrscheinlich war es ihm zu zungenbrecherisch, den Namen auszusprechen.

„Beatrice“, las Keller.

„Auch das noch“, brummte er, und trug die neugeborene Beatrice, eheliche Tochter des Handlängers Balthasar Stämpfli und dessen Ehefrau Ida, geborene Studer, ins Geburtsregister ein.

Diese Begegnung beschäftigte ihn noch lange. „D'Stadt hilft“ – und „Mer händ enand gar gärn“ – tönte ihm jedesmal in den Ohren, wenn ein Trinker, ein Arbeitsscheuer, irgendeine lose, fragwürdige Existenz Nachwuchs anmelden kam zum fünften, zum sechsten und zum siebenten Mal...

\*

Unterdessen wartete Keller mit steigender Unruhe auf den Bescheid von Professor Reinhardt. Erst Ende der dritten Woche kam eine Karte, dass er kommenden Montag nachmittags vier Uhr zur Konsultation erwartet würde.

Er fragte sich, ob er Christine davon Kenntnis geben wolle, entschloss sich aber dann zum Abwarten. Waren seine Befürchtungen grundlos gewesen, so sollte sie von den trüben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit verschont bleiben. Reichten aber die Schatten bis in die Gegenwart und darüber hinaus, dann mochte sie über beider Schicksal entscheiden.

Der Gedanke, dass er Christine verlieren könnte, trieb ihm das Blut zum Herzen. Er mochte sich sein Dasein nicht mehr ohne sie denken, die ihr Leben so tapfer und tüchtig lebte und mit ihrer angeborenen Mütterlichkeit, ihrem Humor und ihrer inneren Ausgeglichenheit eine vortreffliche Ehefrau zu werden versprach. Sie würde ein Zusammenleben nicht mit unnötigen Problemen komplizieren. Sie verstand es, sich anzupassen, sie blieb bescheiden und blieb sich immer gleich. Diese Eigenschaften waren es, die ihn, den bald Vierzigjährigen, noch bewogen hatten, eine Ehe einzugehen. Neben Christine würde sein Leben in derselben steten, ruhigen Bahnen weitergehen wie bis jetzt, nur dass er

den Vorteil weiblicher Liebe und Fürsorge dazu genoss.

So sah er dem Montag mit Bangen und Pein entgegen. Das Fragezeichen an seinem Lebensweg, das plötzlich riesengross und drohend aufgetaucht war, hemmte seinen Schritt.

Hermann Keller war es noch immer zuwider gewesen, beim Arzt sitzen zu müssen, selbst dann, wenn dieser Arzt sein Freund war. Doch war er diesmal im Sprechzimmer von Professor Reinhardt empfangen, das war weit schlimmer als starker körperlicher Schmerz. Er litt grausam. Er schämte sich, das Urteil über seinen Vater entgegennehmen zu müssen.

Professor Reinhardt, hager, gross, mit glattem, scharfgeschnittenen Gesicht, klugen hellen Augen, er kannte solche Situationen und suchte sie auf die gerade und einfachste Art zu meistern.

„Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtwahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälen, anderseits über ihre Krankheit bei seinen Gästen in der Wirtsstube Tränen vergiesse konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Streubungen im Fühlen, Denken oder Wollen.“

Könnten Sie mir folgen, Herr Keller?“  
(Fortsetzung folgt)

sahen nur den Alkoholismus. Bei Ihrem Vater verband er sich mit einer ganz bestimmten Form von Geisteskrankheit. Wir Ärzte nennen sie Schizophrenie. Schizophrenie bedeutet eine charakteristische Veränderung im Gemüt, eine eigenartige Denkstörung, eine Verwirrtheit, ohne dass das Bewusstsein getrübt ist, eine sogenannte Spaltung des Bewusstseins, sowie Störungen des Wollens und des Handelns. Den Ausgang des Leidens bildet in der Regel ein Zerfall der Persönlichkeit.

Die paranoide Form der Schizophrenie, die sich im Krankheitsbild Ihres Vaters deutlich abhebt, – es gibt verschiedene Formen dieser Krankheit – kennzeichnet sich durch Wahnsvorstellungen, Sinnesstörungen und Verfolgungsdelusionen.

Professor Reinhardt zeigte auf ein bestimmtes Blatt:

„Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtwahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälen, anderseits über ihre Krankheit bei seinen Gästen in der Wirtsstube Tränen vergiesse konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Streubungen im Fühlen, Denken oder Wollen.“

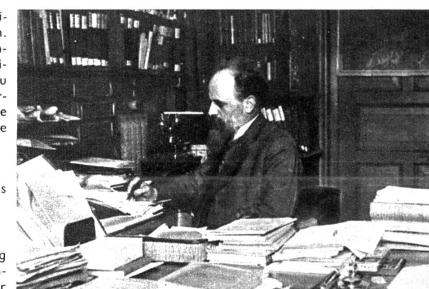
(Fortsetzung folgt)



Oben: Prof. Laur in seinem Heim in Effingen. Eine Ecke mit der Toggenburger Bauernorgel. Seine Enkelin spielt. Frau Prof. Laur ist ihm bei Erfüllung seiner Aufgabe immer tapfer zur Seite gestanden



Links: Prof. Laur als Landwirtschaftsschüler



Rechts: Im Büro in Brugg um die Jahrhundertwende als Bauernsekretär

## Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. E. Laur

Es ist unmöglich, die so fruchtbare Tätigkeit von Prof. Dr. Laur, die 1897 mit der Gründung des Schweizerischen Bauernverbandes in verstärktem Mass eingesetzt hat, in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Bei seinem Rücktritt als Bauernsekretär im Jahre 1939 hat Dr. F. Porchet, Präsident des Schweizerischen Bauernverbandes, in einer Ansprache versucht, wenigstens die leitenden Grundsätze und die Arbeitsweise herauszuschälen, aus denen heraus die heutige Konkurrenz der freien Einfuhr bestimmt sein dürften, sondern dass sie sich nach den normalen Produktionskosten im Inland richten sollten. Um diese Erzeugungskosten einwandfrei festzustellen, begann er das Meisterwerk: die Kontrolle von Buchhaltungen über die Rentabilität der schweizerischen Landwirtschaft zu ermöglichen.

Auch hat Prof. Dr. Laur eine grosse Tätigkeit auf dem Gebiet der Verbesserung der Technik des Landbaus und der Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens entwickelt, nicht zuletzt auch als Professor an der ETH in Zürich.

In seinen «Erinnerungen eines schweizerischen Bauernführers» schreibt Prof. Laur:

„Es war ein inhaltreiches Leben, das von Arbeit, Kampf und Streit erfüllt gewesen ist. Dennoch habe ich wenig persönliche Feinde und nur vereinzelt gehässige Gegner gehabt. Dank und Anerkennung sind mir in überreichem Mass zuteil geworden. In meinem Arbeitszimmer in Effingen steht eine grosse gemalte Bauerntruhe; sie ist angefüllt mit Ehrenurkunden aller Art des Innern und Auslandes. Die schönste Auszeichnung aber war das Vertrauen und die Liebe, die mir die Bauern entgegenbrachten.“

## Der Garten

Von Erika Jähn

Cornelias Schulweg führte an einem Garten vorbei, der hinter einem mächtigen schmiedeisenernen Gitter verborgen lag. Es waren tausend Blütenwunder zu bergen, die Besonders im Frühling, wenn die Rosenbüschle in zauberhafter Pracht aufblühten, die Goldregensträucher gleich vom Himmel gefallenen Sonnen durch grünes Laub funkeln und betörenden Friedenstrunk ausströmten. Die sanftesten Wellen bis auf die Strasse dröhnten es kaum einen Tag, an dem das Bachbett nicht stehen blieb, das Schleiflein verlangend an die tiefen Eisenstäbe presste und versuchte, so möglich von all dem Duft und Blühen erhaschen zu können.

Ehemal durch diesen Garten geführt, dachte es immer wieder sehnsüchtig, einziges Mal durch diesen Garten, mit der Zeit so stark und beherrschend, dass Cornelias ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags lag, legte sie zitternd die Hand auf die Klinke des schweren Gittertores und

suchte, sie niederrzudrücken. Sie hatte nichts Böses im Sinn, nein. Nur ein allerziges Mal durch diesen Zauberwald gehen wollte sie und nachher zufrieden sein. Aber all ihr Mühen war vergebens; streng und trennend ragten die Eisenstäbe und gaben nicht das kleinste Spältlein frei.

„Warum haben wir nicht ebenfalls einen herrlichen Garten?“ fragte sie darauf ihren Vater, als sie an seiner Hand auf einem sonnigen Spaziergang durch die Straßen schritt, und aus ihrer Stimme klang geheimer Trotz.

Nicht allen Menschen ist es vergönnt, Gärten zu besitzen, versuchte er sie zu trösten, „das ist nun einmal so auf der Welt. Aber haben wir nicht den Wald, der uns schönen, dunkelgrünen Wald, wo sonnigen Lichtungen zartblaue Glockenblumen blühen? Gehören uns nicht die Wiesen voller Blumenduft, der Bach, der alzeit muntere und jedes Vöglein Sommerlied?“

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelia wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die den Duft reisender Felder, dennoch betete sie an jenem Abend: „Lieber Gott, lass mich doch einmal durch jenen wunderschönen Garten gehen, ein allereinziges Mal nur, ich bitte Dich ja so sehr!“

So vergingen die Jahre und aus dem kleinen Mädchen mit den honiggelben Zöpfen wurde eine grosse Cornelia, die in die weite Welt hinausging. Hatte sie nicht in unzähligen Stunden von einer unbekannten Ferne, von verlorenen Küsten und wildbewegten Wassern geträumt? Nun fuhr sie über Meere, deren Unendlichkeit sie erschreckte, wanderte durch Städte, in denen sie nicht heimisch werden konnte und lebte an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

Eines Tages jedoch begegnete ihr Clem. Seine Freundschaft war wie Ausruhen nach endlosen Irrfahrten, war wie Heimfinden nach einer langen Reise. Das Schöne aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von der lieben Altstadt sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelia oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war.

Als aber Clem, dessen Aufenthalt in der Fremde seinem Ende entgegenging, sie bat, mit ihm zurückzukehren und seine Frau zu werden, da wurde es ihr leicht, alle hochfliegenden Pläne hinter sich zu lassen und der lockenden Welt Lebewohl zu sagen. So kehrten sie miteinander in die Heimat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Weg, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemauer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeisenernes Gittertor in einen Garten, der in frühlinghaftem Glanz und Blühen lag. Es war der selbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangt hatten, und sie schaute, wie Clem sie an den Händen nahm und sie an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

„Nicht allen Menschen ist es vergönnt, Gärten zu besitzen, versuchte er sie zu trösten, „das ist nun einmal so auf der Welt. Aber haben wir nicht den Wald, der uns schönen, dunkelgrünen Wald, wo sonnigen Lichtungen zartblaue Glockenblumen blühen? Gehören uns nicht die Wiesen voller Blumenduft, der Bach, der alzeit muntere und jedes Vöglein Sommerlied?“

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelia wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die den Duft reisender Felder, dennoch betete sie an jenem Abend: „Lieber Gott, lass mich doch einmal durch jenen wunderschönen Garten gehen, ein allereinziges Mal nur, ich bitte Dich ja so sehr!“

So kehrten sie miteinander in die Heimat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Weg, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemauer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeisenernes Gittertor in einen Garten, der in frühlinghaftem Glanz und Blühen lag. Es war der selbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangt hatten, und sie schaute, wie Clem sie an den Händen nahm und sie an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

Eines Tages jedoch begegnete ihr Clem. Seine Freundschaft war wie Ausruhen nach endlosen Irrfahrten, war wie Heimfinden nach einer langen Reise. Das Schöne aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von der lieben Altstadt sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelia oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war.

Als aber Clem, dessen Aufenthalt in der Fremde seinem Ende entgegenging, sie bat, mit ihm zurückzukehren und seine Frau zu werden, da wurde es ihr leicht, alle hochfliegenden Pläne hinter sich zu lassen und der lockenden Welt Lebewohl zu sagen. So kehrten sie miteinander in die Heimat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Weg, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemauer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeisenernes Gittertor in einen Garten, der in frühlinghaftem Glanz und Blühen lag. Es war der selbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangt hatten, und sie schaute, wie Clem sie an den Händen nahm und sie an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.